

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Das Buch meines Lebens**

Erinnerungen

**Vierordt, Heinrich**

**Stuttgart, [1924]**

12. Abschnitt. Berlin (Sommer 1880)

[urn:nbn:de:bsz:31-375566](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-375566)

## Berlin (Sommer 1880)

Die Osterfreizeit von 1880 war dem eifrigen Lesen der Werke Fritz Reuters gewidmet, da ich das Vertiefen in plattdeutsche Sprache seltsamerweise damals als würdigste Vorbereitung für einen Aufenthalt in Norddeutschland erachtete; wenn ich auch in Berlin alsbald die Erfahrung machen sollte, daß man dort besser mit der Kenntnis eines Berliner Mundartwörterbuches auskomme.

Mitten in diesen sprachlichen Bemühungen rief mich eine Einladung Manteuffels zu einem Fest im Statthalterpalaste nach Straßburg. Ich wohnte bei Kufmaul, der sich von dem neuen Heilmittel Salizyl die größten Wunder versprach; er meinte, man werde künftig so ziemlich alle Krankheiten damit heilen können! Launig erzählte der weltberühmte Arzt, der kurz zuvor aus Paris heimgekehrt war, von einer französischen Marquise, die sich einbilde, nur schlafen zu können, wenn er ihr das Bett hergerichtet habe! Sie behauptete: niemand auf der Welt verstehe so gut, die Kissen zurechtzulegen wie Kufmaul; so reise er ab und zu in den Freizeiten auf acht Tage nach Paris, um der hohen Dame die Kissen zu schütteln, damit sie wieder etliche schlaffame Nächte habe. Auch sonst gab er manches Lustige aus seinem Leben zum besten: wie er einmal als bekannter, gesuchter Arzt einen alten, verhaßten Lehrer, der in Schulbankzeiten mit Vorliebe zu ihm sagte: „Sie Esel, aus Ihnen wird nie etwas!“ aufsuchte und sich vor ihm mit den Worten verneigte: „Der ‚Esel‘, aus dem nichts geworden, erlaubt sich, wieder einmal sich Ihnen vorzustellen“, wobei der großartige Mediziner, zitternd vor Scham und Verlegenheit, fast in die Kniee gesunken sei.

Manteuffel fand ich in den drei Jahren, seit ich ihn zuletzt in meinem Elternhause gesehen, sehr gealtert. Das brauenüberbuschte Auge schob zwar noch immer gewaltig blitzende Pfeile, aber wenn er nach Art junger Offiziere die Hacken spornkittrend aneinanderklemmte, kniff er unbewußt krampfhaft wie im Schmerze die Lippen zusammen, gleich Leuten, die sich mit Aufbietung letzter Kraft aufrecht zu halten suchen. Man sagte, daß er



nur dem ausdrücklichen Wunsche seines greisen kaiserlichen Herrn zufolge auf dem dornenvollen Statthalterposten ausharre. Seit kurzem verwittwet, fühlte er in seiner fürstlichen Amtsstellung mit Empfangspflichten den Verlust seiner Gattin doppelt schmerzlich.

Ein seltsamer Gegensatz zur hohen, ritterlichen Neckengestalt des Vaters war die Gnomenerscheinung der Tochter. Wenn die Zwergin Isabella von Mantuffel in ihrer mit schwarzglänzenden Perlen besetzten Maria:Stuart-Haube, von der ein schwarzer Spitzenschleier bis zum Erdboden wallte, und ihrem schweren, schwarzen Samtkleide mit meterlanger Schleppe fast gespenstisch über die Smyrna-teppiche des Statthalterpalastes dahinhuschte, glaubte man fast eine Erscheinung aus einem Kindermärchen leibhaftig zu schauen. Sie war eine treffliche Stütze des Vaters, übte glänzend die Pflichten der Hauswirthin, hielt die Fäden der Unterhaltung in ihrer Hand und verstand mit kluger Liebenswürdigkeit, manche gesellschaftliche Kluft zu überbrücken; drängten sich doch in ihren Sälen versöhnliche und unver-söhnliche elsässische Gesellschaftsbestandtheile: befractete „Salonlöwen“ mit wohlthustenden Taschentüchern sich zierlich Luft zuwedelnd, hochtrabende Damen mit Spitzenschächern, Offiziere mit breiten Generalstabstreifen umschwirrten sie: ihr, dem natürlichen Mittelpunkt eines kleinen Hofhaltes, huldigend.

Mit einem Freund, Ernst Wolff — er ward ein geschätzter Tonseher und Lehrer an der Kölnner Musikhochschule — erstieg ich den Münsterturm bis zur Laterne, der äußersten erklimmbaren Spitze des Riesenbaues, kletternd: ein schwindelerregendes, nur jugendlich geschmeidigen, schlanken und gelenkten Körpern zu empfehlendes Vergnügen. Das gewaltsame Sichdurch-zwängen zuletzt zwischen jahrhundertmärben, verwitterten Steinzaden und rostigen Eisenstangen dünkt mir heute wie ein Flug im Traume. Oben beim Ausblick auf das deutsche Land sangen wir hochgeschwellten Herzens ein vaterländisches Lied zusammen und verabredeten alsbald einen herrlichen Ausflug nach dem romantischen Fleckenstein, einer der Felsenburgen im Wasgenwald. O Jugend, o Zeit begeisterter, gehobener Seelenstim-mung, wie unvergeßlich schön bist du! — —

Ziemlich gerädert, nach schlechtschlafiger Nacht auf den Brettern eines Abtheils dritter Klasse, kam ich in der Frühe des 18. April 1880 zu Berlin an, einem strahlenden Frühlingstage, der mir die noch jugendliche Reichshauptstadt in einer Art jungfräulich unberührten Glanzes erschimmern ließ. Mit Theo, der mich am Anhalter Bahnhof abholte, durchstreifte ich sofort nach der Ankunft bedeutende Strecken der nagelneuen Großstadt,



die sich noch gar nicht recht an die Würde einer Weltstadt gewöhnt zu haben schien. Mir wollte es wenigstens recht kleinstädtisch dünken, wenn mich in den nächsten Monaten Berliner häufig fragten: „Nun, wie gefällt es Ihnen denn in unserer Weltstadt?“ Dies hätten Pariser und Londoner kaum gefragt und gemahnte mich etwas an die Redeweise süddeutscher Bauern: Wie g'fällt Ihnen denn unser Hest (= Gehöft)?

Auch die Rangstufenordnung der Droschken erster und zweiter Klasse hatte etwas Kleinstädtisches. Mehr noch bei späteren Besuchen Berlins ward ich inne, welche Unterschiede in den Bierräumlichkeiten gemacht werden; da erhoben Assessoren und Referendare Schwierigkeiten, mit mir, dem Fremden, z. B. in den „Franziskaner“ zu gehen, weil dort — Feldwebel und Unteroffiziere aus und ein gingen! In München kneipen Minister und Dienstmann, unbeschadet ihrer Würde, ihr Bier im selben Garten Tisch an Tisch, und lassen sich ihre Radl noch obendrein schmecken.

Strömte durch Berlin auch keine Seine, die mir einst Paris so unvergleichlich erscheinen ließ, so beeindruckte mich doch der erste Gang vom Brandenburger Tore durch die Linden zum Königsschloß und zum Denkmale des Großen Kurfürsten mit seinen gewaltigen Erinnerungen auf das höchste. Die Amazone von Riß funkelte wie lauterer Gold im Morgensonnenscheine.

Müheelos, in zufälligem Umherwandern, fand ich in der Mittelstraße 44 bei einer Witwe Krecklow, zwei Treppen hoch, um den Monatspreis von fünfundvierzig Mark ein freundliches, gemüthliches Zimmer, nach der Straße gelegen. Im Erdgeschos hatte ein kaiserlicher Hoffschlächter seine Fleischerei, und wohlduftende Wurstdämpfe stiegen an heißen Sommertagen, gleich Dpferrauch, zu mir empor. Um den Preis dieser Wohlgerüche hatte man, was nicht zu verachten war, stets frische, warme Würstchen im Hause, die allabendlich heraufgeholt und, ohne weitere Teller- oder Gabelvermittlung, in einen riesigen Senstopf aus Steingut getaucht wurden, der ohne Scheu vor etwaigen Besuchen auf dem eckunden Tisch inmitten der Stube sich in Dauerzustand erklärt hatte.

Mit einer Empfehlung Rufmauls suchte ich den berühmten Deutschlehrer Wilhelm Scherer auf, der, mit einem Fes auf dem Kopfe, mich freundlich aufnahm, aber entsetzt tat, als er durch Fragen herausgewittert hatte, daß ich im letzten Leipziger Winter keine Vorlesungen über althochdeutsche Grammatik bei Braune gehört hatte! Mein wissenschaftliches Ansehen schien von dem Augenblick an nicht mehr hoch bei ihm zu stehen und sein Glaube an meinen „germanistischen Genius“ einen Stoß bekommen zu



haben. In seinem „Seminar“ habe ich mich immer stillschweigend verhalten, während einzelne bevorzugte Streber und Lieblinge von ihm Vorträge über allerhand deutschkundliche Gegenstände hielten.

Bei Ludwig Geiger hörte ich Geschichte des Schrifttums des 16. und 17. Jahrhunderts. Der äußerst kurzschichtige, mit Kneifer und Brille bewaffnete Hochschullehrer hielt seine Handschrift dicht vor die Augen und sagte fischkalten Blutes vier volle Stunden in der Woche ungezählte hunderte von Büchertiteln seinen fleißigen Nachschreibern in die Feder. Meine unmaßgebliche Meinung ist, daß man von Hochschulvorlesungen etwas anderes verlangen kann; solche handwerksmäßigen Quellsammlungen, an sich verdienstvoll und notwendig, läßt man besser als Grundrisse und Leitfäden drucken und verschont junge Leute mit derart öder, sommerlanger Nachschreiberei. Geiger ist der gelehrte, ausgezeichnete Herausgeber einer Reihe höchst fesselnder schönwissenschaftlicher Werke, so daß man mit Recht von ihm Höheres erwarten durfte.

Welche Begeisterung und Erhebung nahm man dagegen aus Treitschkes Vorträgen über die Befreiungskriege mit heim! Seit Anton Springer hatte ich solch urgewaltig unwiderstehliche Kraft nicht mehr erlebt. Da der große Redner taub war, hörte er sich selber nicht; hatte man sich an sein leidenschaftliches, satzzeichenloses Dahinstürmen gewöhnt, hätte man ihm bis Mitternacht zuhören mögen. Treitschke war ein ebenso leidenschaftlicher Raucher als Redner; ich beobachtete ihn häufig, wie er sich regelmäßig sofort nach jeder Vorlesung in dieselbe Mauernische außerhalb des Hochschulgebäudes stellte und mit wohligen Zügen eine Zigarre ansteckte. Lange Jahre später, kurz vor seinem Tode, hörte ich, daß sein Arzt ihm vier Wochen lang zwecks eines Heilverfahrens das Rauchen völlig untersagt habe; er habe zwar die Zeit gänzlicher Rauchenthaltigkeit ausgehalten, aber erklärt, künftig lieber zugrunde gehen, als nochmals vier Wochen ungeraucht leben zu wollen. Da mußte ich lebhaft seines behaglichen Passens in jener Mauernische denken. Solange mir die Augen offen stehen, werde ich mich glücklich preisen, daß es mir vergönnt war, in derselben Stadt mit einem Bismarck, einem Moltke, einem Treitschke dieselbe Luft atmen zu dürfen! ...

Bei Hermann Grimm, Lazarus und dem eisenhaltigen Deutschlehrer Müllenhoff hörte ich ab und zu „schindenderweise“ eine Vorlesung. Diese drei nicht regelmäßig gehört zu haben, zähle ich zu den Versäumnissen meiner halbverträumten Hochschülerzeit. Bei der Anzahl von Hochschulbesuchern fehlte naturgemäß der persönliche, ratgebende Umgang der Lehr-



meister, was für mich kein Glück war. Im Sprechzimmer der Hochschule fiel mir eine ungewöhnlich fesselnde Erscheinung auf, deren blauer Feuerblick mich merkwürdig an die Bilder Friedrichs des Großen erinnerte — es war Ernst Curtius, einer der edelsten Geister im damaligen Berlin ...

Eine Quelle stets neuen, erfrischenden Genusses war der Verkehr mit Frau Elisabeth Lewald, der Mutter meines Freundes Theo, einer seltenen, ungewöhnlichen Persönlichkeit. Mit allem Hohen und Erhabenen in Kunst und Dichtung war diese wahrhaft hellenische Seele innig vertraut; viele hervorragende Menschen zählte sie zu ihren nahen Freunden. Mit David Strauß hatte sie enge Freundschaft verbunden; sein selbstgezeichnetes Bildnis hing über ihrem Schreibtische; sie war dem vielbefeindeten Manne öfters mit ihrem Räte beigestanden, wie sie auch mehreren Werken Berthold Auerbachs mit ihrem feinen Stilgeföhle den letzten Schliff gegeben hat. Es waren glückliche Stunden für mich, die ich im kunstverschönten Heime meines Freundes, im Gespräche mit seiner edeln Mutter und im Verkehr mit seinen beiden geistig reichveranlagten Brüdern verbringen durfte. Frau Lewald teilte mit mir die Liebe zu Hölderlin, verstand meine in voller Blüte stehende Schwärmerei für Natur und hatte das feinste Empfinden für meine dichterischen Versuche, ohne sachklaren Urteils sich zu begeben. Mit innerer Freude bin ich jedesmal die vier hohen Treppen zu Theos Wohnung emporgestiegen, obwohl das Berliner Treppensteigen an sich nie mein Vergnügen war.

Bei Fanny Lewald, der Tante meines Freundes, verbrachte ich einige Teeabendsstunden; die geistvolle, betagte Dame mit ihrem ausdrucksvollen, von altmodischen Stirnlöchern umrahmten Gesichte, kleidete sich nach alter, vornehmer Sitte, selbst wenn sie mütterseelenallein aß, mit besonderer Sorgfalt zu ihren Mahlzeiten. Sie spielte in gütig herablassender Zurückhaltung und sinnpruchliebender Sprechweise ein klein bißchen den alten Goethe ins Weibliche übersetzt. Auf dem Gange zum Teetisch ergriff sie meine Hand, indem sich nur die Fingerspitzen berührten, als ging' es zu einem schäferlichen Mennett des 18. Jahrhunderts. Andern Tages äußerte sie ihrem Neffen: „Ich mag deinen Freund Bierordt gut leiden, wenn er mich nur nicht so anschreien wollte!“ Ich hatte damals die leidige Gewohnheit sehr lauten Sprechens. So ward ich auch im Kernerhaus zu Weinsberg dem Hausherrn von der Köchin angemeldet: „Der Herr ist wieder da, der so schreit.“ ...

Durch Scheffel war ich an den zeichnerischen Verherrlicher seiner Werke, den Geschichtsmaler Anton von Werner, empfohlen worden, dessen neues



Bild vom Berliner Kongresse — der das Jahr zuvor getagt hatte — das erbizte Tagesgespräch der Großstadt bildete. Alle vierzehn Tage verbrachte ich die Sonntagabende in der gasflichen Familie von Werner, wobei sich häufig der Berliner Romanschreiber Adolf Mügelburg, einmal auch an heißem Sommerabend Otto Devrient einfand; dieser übte den zweiten Teil des „Faust“ in seiner Bearbeitung ein; bis Mitternacht ging ich mit ihm unter den Linden auf und nieder, wobei er mir seine künstlerischen Absichten und Zwecke in fesselnder Weise auseinandersetzte; ich bin mehrfach in Beziehungen zu ihm und seinem Sohne Hans Devrient geblieben.

Anton von Werner war kurz zuvor zum Aufenthalt bei Bismarck gewesen und erzählte lustig von den unglaublichen Massen von Salzheringen und Kartoffeln, die der eiserne Kanzler bei seinen Mahlzeiten vertilgt habe und die zeitweise seine einzige Nahrung bildeten; das war natürlich noch in seinen vor schweningerschen Tagen. Bismarcks Unbild selber war mir den ganzen Sommer nicht ein einziges Mal vergönnt, trotzdem ich wiederholt auf das Gerücht hin, er werde reden, in den Reichstag eilte. Der große Mann lebte fast in freiwilliger Gefangenschaft hinter den Mauern und im Gartengehege seines Kanzlerpalastes, den Blicken der Außenwelt entzogen; erst zwölf Jahre später, 1892, gelang es mir in Kissingen, bei wiederholten Ansprachen in die unmittelbare Nähe des Gewaltigen zu kommen und einen unauslöschlichen Eindruck von ihm mitzunehmen. Wir werden noch davon hören.

Bei einem Oberst im Ruhestande, von Spankeren, lernte ich dessen Oheim, einen sehr alten Herrn, das Urbild eines zugeknöpften preussischen Geheimen Rats, kennen; nur in einer Hinsicht war der hochbetagte Herr auffallend aufgeklopft: in seinem Hasse gegen Bismarck! Ich hegte die landläufige süddeutsche Meinung, jedes preussische Herz müsse warm für den deutschen Niesen der Neuzeit schlagen. Wie staunte ich, aus dem Mund eines hochgestellten Mannes zu hören: Bismarck habe das preussische Beamtentum gänzlich heruntergebracht und ähnliches. Später las ich, Bismarck habe sich bewundernd über die außerordentlichen Fähigkeiten des Deutsch-Amerikaners Karl Schurz geäußert und die Hoffnung ausgesprochen, daß ein solcher Schlag Mensch den preussischen Geheimen Rat einmal ersetzen möchte. Da begriff ich den Haß des Mandarinentums gegen die Übermacht einer einzigen, unermesslichen Persönlichkeit. Allumfassender Großgeist und abgelebtes Herkommen, Weltblick und Altknemenschentum werden für ewig einander feindliche Welten bleiben.



Eine sehr volkstümliche Persönlichkeit, den Reichstagsabgeordneten Lasker, lernte ich bei Lewalds kennen; da ich aber für Abgeordnetentätigkeit zu wenig Sinn und Neigung besaß — mich beeindruckte von jeher weit mehr Cromwell, der die Schwabhelden mit Fußtritten auseinanderjagte —, so blieb mir von dem vielgenannten Manne nicht der Schatten eines Schattens in Erinnerung. Als „Ersatz“ für den mangelnden Bismarck habe ich im Reichstag eine Rede des giftigsten Bismarckfeindes Eugen Richter mir angehört. —

Zu Pfingsten hatte ich mir eine eigenartige „Spritze“ nach der russischen Grenze ausgedacht. Tief in der Nacht dampfte ich über Stettin und durch Pommern in das Seebad Zoppot. Da es erst Mitte Mai war, piff am Ostseegestade noch eisig scharfer Wind; ich war der einzige Gast in dem noch sehr uranfänglichen Seebädchen. Feierlich klangen die Pfingstglocken über die Danziger Bucht, als ich nach dem Friedenskloster Oliwa aufbrach, in dessen Kirche die berühmte große Orgel beim Gottesdienst gespielt wurde. Nach Besteigung des lieblichen Karlsberges ging es nach Danzig hinüber, meiner Sehnsucht seit Konstanzer Knabenzeiten. Ein Blick von der gewaltigen Backsteinfestung der Marienkirche auf Stadt und Bucht, ein Gang durch die altertümlichen Straßen mit ihren Lauben, ihren steinernen, auf die Gasse vorgebauten, mit regenwasserspeienden Drachenköpfen gezierten Terrassen, den sogenannten Weischlägen, werden jedem Besucher unvergesslich sein ... Im Artushof ergöhte ich mich an allerlei derben mittelalterlichen Handwerksburschenspäßen. Einem Ritterstandsbilde, das eine mit gewaltig langer Ausläuferspitze versehene sogenannte „Schamkapsel“ getragen hatte, war diese auf Veranlassung der kurz zuvor anwesenden preussischen Kronprinzessin, der späteren Kaiserin Friedrich, gekürzt worden! Als englische Prinzessin hatte sie die altdeutsche Rittertracht für „shocking“ gehalten; eine vornehme Dame hätte daran vorbeigesehen ... Andachtvoll besuchte ich die Grabstätte des hier an der Pest gestorbenen Dichters Martin Opitz und schlürfte vom köstlichen Danziger Goldwasser in altersgebräunter Schenke ... Der Nachmittag entführte mich zur Deutschordensfestung Marienburg; während ich mich in den gewölbten Hallen erging, erhob sich draußen grimmiger Sturm und es sauste schaurig um Kemter und Gänge, daß man im Windsgeheule die alten Schlachtrufe von kämpfenden Ordensrittern und Polen zu vernehmen wähnte. Ich kam mir so weltverlassen vor, daß ich noch in der wilden Sturmnacht durch die westpreussischen Emden bis Königsberg weiterjagte. Aber weder Kant's Haus und Denkmal, noch Königschloß und Bilderhalle konnten mich lange fesseln; in fliegender Hast



ging's über das trübseelige Insterburg nach Memel. Die Nacht war mondhell und eiskalt; die Landschaft hatte Steppengepräge. Um Mitternacht tauchte die Mondscheibe so grell und unheimlich am graßigen Fernrand unter, daß ich jäh emporfuhr und einen Steppenbrand zu schauen meinte.

Vor dem Gasthof in Memel belustigten mich drei Schweine, die sich tänzelnd auf die Hinterfüße stellten und mit kühlungdurstigen Zungen nach eisgrau niederprasselnden Schlossenkörnern schnappten; ein mir bis dahin fremdes Naturschauspiel. Von Memel wollte ich mit dem Paketboote nach Stettin fahren — doch abermals erhob sich rasender Sturm, und grobkörniger Hagel fiel, mit Schnee vermischt, so daß kein Schiff abfuhr. So ging's zu Land über Tilzit nach Königsberg zurück.

Die Seefahrt hatte ich mir in den Kopf gesetzt und wollte sie um jeden Preis erzwingen. So trieb ich mich in der Stadt der „reinen Vernunft“ herum, hörte abends — als passendstes Vorspiel zur Meerreise — den „Fliegenden Holländer“ und schiffte mich vor Sonnenaufgang in eiskalter Morgenfrühe des 20. Mai 1880 auf einem nach Stettin segelnden Kaufahrer ein. Der stattliche Dreimaster war schwer mit Waren beladen und keineswegs für Fahrgastverkehr eingerichtet. Der Überfahrtspreis richtete sich nach dem Körpergewicht: ich zahlte für die zweitägige Meerfahrt fünf Mark Heringstonnengebühr! Für Verpflegung hatte man selbst zu sorgen. Ein Ehe- oder Liebespaar, das offenbar ähnliche Vagabundenabenteuer liebte wie ich, war meine einzige Gesellschaft an Bord. Glücklicherweise zeigte der Führer des Schiffes „Archimedes“ starken Bildungstrieb, und als ich ihm vom geschichtlichen Archimedes einiges zu berichten wußte, hatte ich gewonnen Spiel. Nicht länger brauchte ich zwischen Fischfässern unter schnellgeschaffenem Zelt mit den Zähnen zu klappern; gastfreundlich lud er mich an seine magere Tafel und labte mich mit dampfender Suppe, in der köstliche Teltower Rübsen wie Goldfischchen herumschwammen. Die Nacht durch saß ich oben beim Führer auf der Beobachtungsbrücke, durch ein Segeltuch notdürftig gegen Sturm und Regengetropfe geschirmt. Bei Tagesanbruch ward es stiller, und vom bleigrauen Himmel hob sich in weiter Ferne das Urgebirg des Domes zu Kolberg ab. Wie Kanonendonner trachten die gebrochenen Dfiseewogen an die Planken des schwerkeuchenden Kauffschiffes, so daß ich mich lebhaft in alte Lage Gneisenaus und Mettelbeck zurückversetzt fühlte, wo man hier landherüber den Donner des napoleonischen Belagerungsgeschüzes hörte. So recht von Herzen wohl ward es mir erst auf dem seestillen Spiegel des Haffes, als das Dfiseegeschautel hinter mir lag; zum Seemann bin ich nicht geboren. Der Schiffsführer



meinte, der Seemannsberuf sei kein beneidenswertes Los; sein Leben sei noch eins von den besten gewesen. Mit dem Nachtschnellzuge langte ich von mühsalvoller Fahrt glücklich wieder zu Berlin an, von meinen Freunden schier wie ein Nordpolfahrer mit Herzlichkeit überhäuft. Die erlebnisreiche Fahrt von acht Tagen und Nächten ununterbrochener Reisemühsal hatte bloß 110 Mark gekostet! —

Meine täglichen Mahlzeiten nahm ich in einem Kaffee Unter den Linden ein; drei Gänge wurden aufgetragen, und bei jedem hatte man die Auswahl zwischen zwei Gerichten, aber die Menge war spärlich zugemessen; allerhand Unheimlichkeiten erschienen auf den Platten, und es hieß da auch wie in einem alten Roman: „Schwarze, saure Brühen, überteufelt mit Pfeffer, und die Beiner wurden so sauber abgeschleckt, daß man alsbald Schachstein draus hätte drehen können.“ Ich dachte manchmal mit Grausen: heute hast du vielleicht Katzen und Ratten unter eigenreiziger, tintenfarbiger Lunte hinuntergeschlungen. Auch bei Privateinladungen machte ich häufig die Beobachtung, daß die Berliner weit weniger Nahrung zu sich nehmen, als dies in Süddeutschland geschieht. Die postpapierdünnen Brotschnitzchen, die durchsichtigen Wurstscheibchen genügtem meinem an derbe Hausmannskost und holzpaltermäßig faustdicke Brotranken gewöhnten Magen nur selten; es war diese schöngeföhlige Bienenkost wohl noch ein Nachschmack der bekannten geist- und geföhlvollen Tees der Rahel und ähnlicher geisttriefender Damen. Ich bin mehrfach von Gastereien hinweg in den nächsten Gewürzladen gestürzt und habe giervoll ein halb Duzend rohe Eier hinuntergeschlürft, um wieder zu Kräften zu kommen.

Öfters verkehrte ich bei einem angeheirateten alten Vetter Sommerfeldt, der ein so eingefleischter Berliner und Freimaurer war, daß er nie Berlin verließ, um nicht weiter als eine halbe Stunde von seiner „Loge“ entfernt sein zu müssen. Als seine Gattin nach jahrelangem Drängen ihn veranlaßt hatte, eine Reise mit ihr nach Italien zu machen, hielt er's schon in Mailand nicht mehr aus und versprach ihr goldene Berge, wenn sie schleunigst mit ihm umkehren und nach Berlin heimfahren wolle, damit er alsbald im Logengarten wieder in Behagen seinen Glimmstengel schmauchen könne. Sommerfeldt reiste grundsätzlich nur im Bummelzuge, stieg beim Dunkelwerden aus und übernachtete in einem Gasthause, da er nach alter Sitte Nachtfahrten fürchtete; als übermäßiger Raucher fuhr er stets im Rauchwagen, indes seine arme Frau, deren Augen in Tabaksqualm übertränkten, einsam trauernd in einem Damenabteile desselben Zuges saß!

Auch die „Badische Kneipe“ sowie die „Germanistenkneipe“ besuchte ich



an Abenden des Alleinseins; in erster gab es heimatisch schwäbische Spätzle und gute badische Landweine; in letztgenannter, wohin ich auf Scherers freundlich gemeinte Aufforderung gegangen war, fühlte ich mich ganz verloren und ging nie mehr hin.

Meine täglichen Tischgenossen waren der uns aus Heidelberg bekannte Mathematiker Alfons Delisle und mein alter Pariser Wandergefährte Stephan zu Putlitz. Beide weilen längst im Schattenlande. Es will mich oft seltsam und wehmütig bedünken, daß ich von so manchen gleichaltrigen kleinen Freundschaftskreisen der einzige Überlebende bin. Stephan kam selbst in den glühendsten Sommertagen ein Wanderstündchen weit von seiner Vorstadtwohnung in welteroberndem Siebenmeilenstiefelschritte hereingestürzt, um Unter den Linden mit mir zu speisen; ein wirkliches Freundschaftsopfer, das ich ihm hoch anerkannte und das mich über kleine Unannehmlichkeiten seines Verkehrs leichter hinwegsehen ließ. Er sprach nämlich ungebührlich laut — noch viel lauter als ich — und liebte es, seine Bekannten in schonungslos verletzender Weise zu necken und zu hänseln, so daß unser Tisch in dem stillen Kaffee jeweils den Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit bildete, was mir oft peinlich war; teilte ich ihm meine Bedenken mit, trieb er's nur um so toller und übermütiger.

Nach Tische gingen wir auf mein unsern gelegenes Zimmer, streckten uns auf Ruhbett oder Stubenboden und lasen Dantes Göttliche Komödie einander vor — ein recht geeignetes Verdauungslesewerk!

Eines Spätnachmittags im Juni wanderten wir zusammen im Tiergarten; in Staub und Dunst ragte, von zahllosen Kränzen umduftet, das am selben Tag enthüllte herrliche Goethedenkmal von Schaper. Von Flugblattverbreitern wurde am neuen Standbild ein Schriftchen feilgeboten, das eine geradezu schandbare Zusammenstellung aller Liebesverhältnisse des großen Dichters aufwies; sogar, daß er als Leipziger Hochschüler einen Blutsturz infolge seines ausschweifenden Lebenswandels bekommen habe, ward lang und breit gedroschen. Von Goethes übrigen Verdiensten um die Menschheit verlautete kein Wort, und Leute aus dem Volke, die sonst von ihm nichts oder wenig wußten, mußten die falsche Vorstellung eingeimpft bekommen, man habe diesem Manne bloß seiner Don Juan-Streiche halber ein Standbild errichtet!

Im Tiergarten fielen mir oft die Kriegsveteranen der Feldzüge 1864, 66 und 70 auf, die, mit Medaillen geschmückt, dreihorgelspielend, kümmerlich am Wege kauern, ihre sauern Groschen verdienten und für die das Vaterland offenbar ungenügend sorgte.



Stephan zu Putlitz war heimlicher Bräutigam; er hatte sich wenige Wochen zuvor nach harten Kämpfen Elisabeth Gräfin Flemming, die Tochter des preussischen Gesandten am badischen Hofe, als Braut errungen und schwelgte in stillem Glücke, dessen einziger Mitwiffer in Berlin ich war. Seine Eltern sowie der Brautvater wollten von der Brautenschaft — in richtiger Vorausahnung künftigen Unheils — nichts wissen. Der alte Graf Flemming wünschte sich einen Grafen und Offizier zum Schwiegersohn; Stephans Neigungen waren, unbeschadet seiner ritterlichen Natur, durchaus aufs Bürgerliche und Gelehrte gerichtet. In zwei Hauptfächern hatte er den Doktorhut erworben und sein rührend-friedlicher Traum war, im weltabgeschiedenen Warburg an der Seite einer geliebten jungen Frau ein stillbeglücktes Privatdozentendasein zu führen. In schwärmender Harmlosigkeit sonnte er sich im Gedanken, mit seiner Elisabeth in die Stadt zu ziehen, wo die heilige Elisabeth ihren Anbetungsdienst besäße, um ihr, dieser „zweiten Heiligen“, eine neue Andachtsstätte der Liebe zu weihen. In möglichst kleinen, bescheidenen, einfachen Räumen wollte er da haufen. Wie war er einst in Paris entsetzt, als ich Lätitia Bonaparte, Napoleons Mutter, im Louvre glücklich pries, daß sie in den lichtvollen Hallen Jahre ihres Lebens hatte wohnen dürfen, und rief mir entgegen: „Ich glaube, du könntest dich in solche Verhältnisse schicken — ich niemals!“ Wie manchmal mußte ich daran denken, als ich nachmals hörte, daß mein armer Freund in Berlin eine ganze Flucht vornehm ausgestatteter Gemächer besaß, in denen aber das Glück nicht wohnte — wo waren da seine alten Träume von stillem Behagen, von einfachem Befriedigtsein hin? Seine zerschlagenen Hoffnungen, seine gescheiterten Zukunftspläne haben ihn in selbstgewählten Tod getrieben.

Im Sommer 1880 strahlte sein Himmel noch blau und rosenrot; nur einen kleinen Span auf seinen gräßlichen Schwiegervater konnte er nicht ganz aus seiner Brust reißen. Die Gräfin-Mutter, eine überschwengliche Dame, die hochgespannte Tochter ihrer übersprudelnden Mutter Bettina von Arnim, war nicht lange zuvor gestorben; sie war ihrer Übertriebenheiten und ihrer hochstiegender Aussprüche halber in Karlsruhe bekannt. So stürzte sie eines Abends in den Salon der Eltern von Putlitz, umhalste und küßte den verblüfften Hausherrn und rief, zu Frau zu Putlitz gewendet: „Elisabeth, wie bist du glücklich, solch einen Gustav zu haben, aber ich? — Brrr!“ Damit deutete sie auf ihren etwas blöde lächelnden, geduckt und verdutzt daneben stehenden Gatten; ein andermal stellte sie diesen gar mit den gütigen Worten vor: „Diese Wurst da ist mein Mann“, was der



Handwritten: *Handwritten*

gutmütige alte Herr mit sauerfüßer Duldermiene hinunterwürgte. Eine Schwester der Gräfin war an Hermann Grimm verheiratet; auch sie war keine alltägliche Persönlichkeit; sie wohnte eine Zeitlang mit Frau Elisabeth Lewald auf demselben Stockwerke, kam zu Gesprächen herüber, die bis tief nach Mitternacht sich dehnten — demungeachtet lagen andern Morgens auf dem Frühstückstische der Frau Lewald Briefschaften von zwanzig und mehr Seiten, weil der Abendbesuch sich noch nicht genügend ausgesprochen hatte!

Manchmal besuchte ich an Sonntagnachmittagen Berthold Auerbach, der mich in selten erlebter Liebenswürdigkeit bestürmte, häufiger bei ihm vorzusprechen. Da der Dichter der Dorfgeschichten seit alters mit der Putzischen Familie befreundet war, begleitete Stephan mich einmal zu ihm. Weil es fast unerträglich heiß war, trafen wir Auerbach in höchst ungewohntenem Aufzuge auf dem Ruhebette liegend. Durch Rolläden fiel das gedämpfte Licht des Sommertages in die etwas kühlere Stube. Kein Knopf am Anzuge des kleinen, rundlichen Mannes war zugeknöpft; ohne Rock und Weste lag er ausgestreckt und aus verschiedenen gewissen Lufen quoll das weiße Hemd wulstig hervor. „Hebt mich auf, hebt mich auf!“ rief er mit etwas heiserer Stimme; jeder faßte eine seiner Hände, und so zogen wir ihn, der sich kerzengerade steifte, auf die Beine; mit Gummiballschnellkraft hüpfte er auf den Boden herab. Auerbach rühmte in seiner fast überfreundlichen Weise etliche meiner Gedichte, besonders eine in freiem Versmaße sich ergehende, „Der Morgen“ betitelte Dichtung mit den übertreibenden Worten: „Da können Sie sich 'was drauf einbilden“; eine Äußerung, die meinen Freund Stephan „fuchste“, da er, um keinerlei Eitelkeiten aufkommen zu lassen, gern alles herunterriß. Um Auerbach über seinen künftigen Schwiegervater, den Grafen Flemming, auszuholen, fragte Stephan ihn scheinbar unbefangen, was er von jenem halte. Der ahnungslose Dichter kniff ein bißchen geringschätzig die Lippen zusammen und meinte naserrümpfend: „Der alte Flemming? Der hat kein Gebirg in seiner Seele.“ Diese Äußerung entzückte meinen Freund dermaßen, daß er unten auf der Straße sagte: „Der Auerbach ist doch ein Dichter, nur ein solcher kann ein so zutreffendes Bild schaffen“; übrigens fügte er hinzu: „Gott, wenn Auerbach wüßte, daß ich noch nie eine Zeile von ihm gelesen, insbesondere sein ‚Barfüßele‘ nicht kenne — dann, o weh!“ Der Dichter des „Barfüßele“ lebte, wie sich ganz Berlin erzählte, in wenig glücklicher Ehe; die unerquicklichsten Gerüchte liefen um. Einer, der Auerbachs besuchen wollte, rettete sich schnell, flüchtete zu Lewalds und berichtete: das Gefecht stand schon auf der Treppe! Ich habe Auerbachs Gattin nie zu



Gesicht bekommen; nur eines Rockkpfels von ihr entsinne ich mich, der im Augenblick meines Eintretens hinter der gegenüberliegenden Lüre verschwand; die Bekannten ihres Mannes schienen Lust für sie zu sein. Man bespöttelte allgemein Auerbachs kindliche Eitelkeit; da seine ungekünstelte Herzensliebenswürdigkeit, seine echte Seelengüte aber so rein und kindlich waren und seine Eitelkeit sich so gar nicht auf Kosten anderer breit machte, so empfand man sie niemals unerträglich, wie etwa die proklastenschwere Eitelkeit gewisser Hochschulgrößen.

Anton von Werner erzählte mir von Auerbachs hübscher Schmeicheleiersfischerei: er sei ihm beim Morgengang im Tiergarten begegnet und Auerbach habe ihm in etwas jüdelnder Sprechweise entgegengerufen: „Ja, man braucht nur im Berliner Tiergarten spazieren zu gehen, begegnet man schon am frühen Morgen lauter berühmten Männern.“ Werner habe jedoch ihm den Gefallen nicht getan, gleiches mit gleichem zu vergelten und habe sich gestellt, als verstehe er die etwas starke Anspielung nicht. Auerbach fühlte sich nicht, wie Schefel, durch Fritz Mauthners Scherznachdichtungen beleidigt; im Gegenteil, er war geschmeichelt, in so erlauchter Genossenschaft mit aufziehen zu dürfen. Frau Auerbach untersagte ihrem Gatten die Häuser, wo er sich früher behaglich gefühlt hatte; er hatte manchmal in traulicher Dämmerung zum Plauderstündchen bei seiner Freundin Elisabeth Lewald, Theos Mutter, vorgesprochen; da solche Besuche nur durch häusliche Auftritte erkaufte wurden, waren die zuletzt halbgeheimen Gänge längst eingestellt worden; beider Wohnungen lagen einander benachbart in der Hohenzollernstraße. Ende Juni reiste Auerbach mit Spielhagen in das Karlsbad; etliche Tage vorher nahmen wir während eines Gewitters rührenden Abschied voneinander; er umarmte mich fast zärtlich und rief: „Sie Lieber, Sie Trefflicher, wenn Sie mich je im Leben brauchen können, zählen Sie stets auf meine Freundschaft; ich hoffe, Ihnen recht bald wieder zu begegnen; in Ihnen steckt ein bedeutender Poet, das ist keine Frage.“ Leider habe ich Auerbach nie wieder gesehen, da er wenige Jahre später starb. — 1842 in Cannes.

Mit Vorliebe ging ich in die verschiedenen Theater, deren es um 1880 noch lange nicht so viele gab, als heutzutage, deren Anzahl aber stattlich genug war. Vom königlichen Schauspielhause bis herab zum Germania-theater, wo „Die Bürger von Paris“ und derlei Schauer- und Mordtatenstücke gespielt wurden, ist keines vernachlässigt worden. Im erstgenannten Haus ergriff mich tief eine Aufführung der Ifflandschen „Jäger“, worin die berühmte Darstellerin Frau Trieb-Blumauer hervorglänzte. Im Wit-



toriatheater spielte man unzählige Male hintereinander das Lärms und Ausstattungsstück „Die Schwarze Venus“. Ab und zu begleitete mich Theo. Eine bayerische Bauerntruppe gab den Berlinern eine Reihe von Mundartstücken zum besten, wobei die Anwohner der Spree zuweilen der Spur nach gelacht haben mögen, denn selbst mir, der ich mehrfach im bayerischen Gebirg und in München geweilt hatte, blieb manches unverständlich in der Aussprache. Zudem haben kaum andere Deutsche so wenig Sinn, Ohr und Unterscheidungsvermögen für Mundartabtönungen wie die Berliner; ich spreche leidlich hochdeutsch, wenn auch mit unverkennbar rhein-schwäbischer Prägung, und wurde zu Berlin für einen Österreicher, einen Bayer, einen Rheinländer, sogar für einen Sachsen gehalten ...

Um die kleinen Vorstadtbühnen lagen vielfach Gärten, worin die Schauspielbesucher sich mit Hochgenuß eine „kühle Blonde“ zu Gemüte führten; ich habe sie oft im stillen um das tiefe Verständnis für Weißbier beneidet — konnte ich doch bis zu meinem vierunddreißigsten Jahre Bier in keinerlei Gestalt über die Lippen bringen! Ein einziger Flüssigkeitsbehälter, ähnlich einem großbauchigen Goldfischglase, bildete gewissermaßen den Familienmittelpunkt; er wurde auf den Tischchen von Mund zu Munde geschoben, und wen Trinkschnaps anwandelte, der tauchte durstig in tief sinniger Versunkenheit in das bräunlich goldene Naß hinab.

Da den ganzen Sommer fast ständig ein wolkenlos blauer Himmel über Stadt und Land hing, wurde die entzückende, mit Unrecht reizlos gescholtene Umgegend Berlins fleißig durchstreift, auch im Humboldtischlöbchen Teigel, dem hellenischsten Hause Deutschlands, Einkehr gehalten. Im Charlottenburger „Mausoleum“ herrschte noch einheitliche Stimmung, da die wenig schönen, klotzigen Prunkfärge des ehrwürdigen Kaiserpaares, Wilhelms I. und Augustas, ihre Stelle noch nicht darin gefunden hatten; in Sanssouci wurde weltgeschichtlichen Erinnerungen nachgeträumt, zum Schlachtensee, am Wannsee zum Grabe Kleists gepilgert, auch das malerische, abseits gelegene Kloster Chorin nicht vergessen und im klaren Choriner See erquicklich herumgeplätschert; nicht einmal ein großes Feuerwerk auf der verrufenen Hasenheide ward verschmäht, wo die „Völkerschlacht von Leipzig“ in allerhand bengalischen Flammenkünsten dargestellt wurde. —

Meine letzte, merkwürdige Bekanntschaft in Berlin war Paul Lindau, dem ich, durch Anton von Werner empfohlen, meine Aufwartung machte. Lindau war damals der gefürchtetste, bissigste Kritiker Deutschlands, und mit einigem Herzklopfen betrat ich die ebenso geschmackvoll ausgestattete



als behagliche „Höhle“ des schriftstellerischen Feuerdrachens, und war von seiner Persönlichkeit auf das angenehmste überrascht. In seinen Aufzählungen über sich die Bescheidenheit selbst, erzählte er, ohne mit besonderer Offenherzigkeit Schönzutun, daß ihm seine ganze Jugend durch gewaltsam aufgedrungene Mathematik verdorben wurde, indem er nicht imstande sei, auch nur die kleinste mathematische Aufgabe zu lösen. Damit kam er an den richtigen Mann; ich versicherte ihm, dies aus seinem Munde zu vernehmen, sei für mich, der ich mich im selben Falle befände, überaus tröstlich, da ich numehr hoffen könne, es auch ohne Mathematik in der Welt zu etwas zu bringen. So sehr wirkte das verfluchte Schulbockshorn in meiner von Schulfüßsen mit Füßen getretenen Seele noch immer nach. Die gemeinsamen traurigen Schulerinnerungen gewannen Lindau mein Herz und ich schied hochbefriedigt von ihm. —

Am 6. August 1880 verließ ich Berlin in Gesellschaft meines mathematischen Freundes Alfons Delisle. Eine zum Felddienst ausrückende Kompagnie Infanterie begegnete unserem Wagen in staubiger Morgenfrühe — mir schwoll das Herz, daß ich nicht mehr in der Soldatenzwangsjacke steckte, sondern freiheitsfelig in die schöne Welt hinausfliegen konnte! Unser Ziel war die sagenreiche Insel Rügen, wo in schattigen Buchenwäldungen am blauen Meere zu Füßen schneebleicher Kreidefelsen herrliche Tage seebadend verschwärmt wurden. Damals pffif noch keine Dampfmaschine über das Eiland. Bei strömendem Regen fuhr der rumpelnde Postwagen von Saßnitz auf überschwemmter Landstraße zurück nach Stralsund.

In Bergen, der Heimat E. W. Arndts, stieg man aus, um den Arndtsturm regentriefend in Augenschein zu nehmen. Da, im Posthause, hörten wir plötzlich wirres Durcheinanderschwirren von Männerstimmen, als seien die schlimmsten Streithändel ausgebrochen. Ich ging ins Postbüro — welch ein Bild entrollte sich dort! Der taube Treitschke stand da, umringt von einem Duzend auf ihn Einsprechender, Eindringender, von denen einer den andern zu überschreien bestrebt war. Jrgend ein Versehen in der Postfahrkarte lag vor, und die Beamten hielten die Taubheit des hilflosen, vor Aufregung bebenden Mannes für Verstellung oder bösen Willen; ein Haufe von Leuten, die die Sache gar nichts anging, hatte sich eingemengt, und so war die Kleinigkeit zu einem förmlichen kleinen Volksaufbruch aufgebauscht worden. Ich legte mich sofort ins Mittel, klärte die Schreier über den unglücklichen Tauben auf und brachte die Geschichte alsbald ins Gleichgewicht, wofür Treitschke mir lebhaften „Rettungsdank“ wußte.



Gegen Abend trafen wir uns auf dem Alten Markt zu Stralsund wieder, wo er mir angesichts des hoheitvollen Rathhauses eine fesselnde Sonder- vorlesung über hanseische Rathhäuser und Backsteinbauten hielt. Unmittel- bar darauf schifften wir uns gemeinsam nach Malmö ein. Die Nacht ver- brachte ich auf Deck. Andersens „Mur ein Geiger“ lesend, ließ ich mich ge- mächlich von den Ostseewellen zur schwedischen Küste schaukeln, an der ich diesmal nur nippen sollte. Treitschke erzählte mir im Laufe des Vormittags merkwürdige Einzelheiten aus Schleswig-holsteinischen Kriegszeiten. Der Verkehr mit ihm war schwierig, da man ihm fast alles eilig in ein Werkbuch kriegen mußte; manches konnte er meiner Bartlosigkeit wegen mir von den Lippen ablesen. Der stocktaube Geschichtschreiber unternahm ganz allein eine größere schwedische Reise: sein Hauptziel war Wisby auf Gotland. In Malmö trennten wir uns ...

Für uns folgten sonnige Tage in Kopenhagen, Ausflüge nach dem Hamlettschloß Kronborg, Marielyst und Klampenborg. Seeland mit gol- denen Kornfeldern an blauen Meerbuchten ist eine Herzerquickung. Thor- waldsens Marmorgestalten zaubern einen hellenischen Frühling am nor- dischen Meere vor die Seele. Als leidenschaftlicher Gräbermensch suchte ich den von Fremden seltener besichtigten Dom zu Roeskilde mit den dänischen Königsgrüften auf; Klostod feiert ihn in einer Ode. Roeskilde hat eine tausendjährige Vergangenheit; es war in Dänemarks Glanzzeit die Lan- deshauptstadt.

Auf sturmbewegter See, doch bei heiterem, mondhellem Himmel ging's in das staffelgiebelige Lübeck mit seinen wundersamen, altertümlichen Stadtbildern. Dem Holstentore gegenüber wohnte ich an der segelschiff- wimmelnden Trave bei der gastlichen Edelbürgerfamilie Benda, mit deren Sohn ich einst von Leipzig aus den Winterausflug nach Pristäblich aus- geführt hatte. Das waren köstliche, unvergeßliche Tage.

Aufs freundlichste nahm der schwer leidende Emanuel Geibel mich auf, der mir in feierlich schwungvoller Weise, wie kein anderer Dichter in mei- nem ganzen Leben, den Eindruck eines seiner Sendung bewußten Priesters der Kunst machte. Nur wenige Stunden des Tages von unerträglichen Schmerzen befreit, war er Freunden und Bekannten schwer zugänglich; er paßte trefflich in sein staffelgiebelhohes Haus, worüber das von ihm herr- lich besungene Glockenspiel von Sankt Marien wohlklingend dahinlutete.

Abends ging ich gern auf eine Travebrücke und sah den Vollmond über der turmspitzenreichen Hansestadt und den Traveschiffen heraufschweben. Geibel erzählte von seinen jungen Jahren am Rhein, und da ich ihm meine



Abſicht kundtat, durchs Rheintal heimzufahren, trug er mir Grüße an den „Goldenen Pfropfenzieher“ in Oberweſel auf, wo er in ſonniger Jugend mit Dichtergenossen manchmal eingekehrt ſei; gerne verſprach ich ihm, die erinnerunggehelligte Stätte heimreiſend aufzuſuchen.

Nach Mölln ans Grab Lill Eulenspiegels und zum Hauſe des alten Boß in Eutin ward gleichfalls gewallfahrtet. Das Boßhaus war noch kein Gaſthaus, ſondern wirklich noch Schulvorſtandswohnung, wie in alten Boßzeiten ... In ſonniger Morgenſille ward eine ſtimmungsvolle Gondelfahrt auf dem Ugleſee angetreten, deren Schilderung dichtungliebende Leſer in meinen „Waterlandsgefängen“ nachſchlagen mögen ...

Über Hamburg und Wandsbeck, wo Klopſtocks und Matthias Claudius' Gräber beſucht wurden, zog ich, nach Verabſchiedung meines Reiſegenossen, in mein geliebtes Bremen, dann über Hannover und Braunschweig in das waldſchöne Harzburg, von deſſen maſeriſchem Burgberg einſt Heinrich IV. nach Kanoffa zog. Ich unternahm einen angenehmeren Zug, indem ich vom lieblichen Iſſenburg durch das Waldtal der Iſſe, geleitet vom wonnigen Rauschen der Iſſenfälle, zu Maultier auf den Brocken ritt. Im uralten Goſlar ward in der Kaiſerpfalz, dem älteſten weltlichen Bauwerke Deutschlands, und zu Hildesheim, auf dem einzigartigen Marktplatze, ſtundenlange Raſt gehalten. Hier, auf der Bank unter einer Linde, den labenden Trank vom Brunnen schöpfend, umringt von der Altertümlichkeit unvergleichlich schöner Häuſer vergangener Jahrhunderte, überkam mich ein Gefühl, als wäre ich ſelber noch eine Geſtalt etwa aus „Franz Sternbalds Wanderungen“ oder ſonſt einem romantiſchen Werke: das Wonnegefühl deutſcher Wanderluſt. Ich möchte zuweilen nur deſhalb wieder jung werden können, um dieſes Hochgefühl romantiſcher Sorgloſigkeit und Abenteuerfreude noch einmal koſten zu dürfen!

Über die alte Wiedertäuferſtadt Münſter, wo die unheimlichen Käſige des Zionkönigs und ſeiner Spießgeſellen damals noch in luſtiger Höhe des Lambertiturmes ſchauererregend hingen, ging es zur großen Auſſtellung nach Düſſeldorf. Ich hatte ſolche Sehnuſucht nach dem Rheine, daß ich vom Bahnhof ellends in die nächſte Badeanſtalt lief, um den geliebten Strom wieder an die Bruſt drücken zu können.

Ich, und dann welch genußvolle, ſtimmungſelige Rheintalfahrt ſtromauf, ſtromab, zu Fuße, zu Dampfer, zu Pferde, zu Kahn in wildem, willkürlichem Zickzack! Da ward zu St. Goarshauſen in ſchattiger Laube Rheinwein gekneipt, dort die Lorelei erſtürmt — wenn ich mir oben auch gerade keine Jungfrau mit güldenem Kamm erwartet hatte, war ich doch etwas



enttäuscht, mich plötzlich in höchst nüchterne, weil noch blütenlose, Kartoffelfelder versetzt zu sehen, die ihre grünen Büsche bis zum Felsenrande vorwehen ließen. Dann nach Raab in die altberühmte, in Rheines Mitten gelegene Pfalz; und mit laubbekränztem Wanderhute wieder zu Gondel den Strom hinab nach — Oberwesel, eingedenk des Geibel zu Lübeck gegebenen Versprechens.

Bei sinkender Abendsonne stand ich frohgemut in weißbestäubten Wanderschuh, den Umhang um die Schultern geschlungen, vor der altberühmten Schenke „Zum Goldenen Pfropfenzieher“, deren goldenes Schild schon dem Bahnfahrer in die Augen blinkte. Seltsam: neben dem deutschen Schilde prangte noch ein englisches: „The Golden Corkscrew“! Ich trat in den Hausflur. Totenstille. Kein Gläsergeklimmer, kein Gaststubenlärm, kein Sang fröhlicher Hochschüler oder Handwerksburschenkehlen. Unmutig stieß ich klrrend den Stock auf die Fliesen und rief: Wirtschaft! Da schwebte ein graugewandiges, hageres, fließendes Wesen mit wehenden Haaren und langstieliger „Lorgnette“ in Händen die Treppe hernieder, mich entsetzt durch ihr Augenglas musternd — das Urbild einer übersittenreinen Anstaltsvorsteherin und Tugendwächterin. Ich aber rief in meinem Wahne: „Bitte um ein Bett; ich will die Nacht hier zubringen!“ Vor Schrecken schier taumelnd und am Geländer sich haltend, hauchte sie tonlos: „Mein Herr, dies Haus ist keine Wirtschaft, keine Hochschülerherberge mehr. Sie befinden sich in einem — „Damenpensionat“!“

Run aber war das Beschämt-zur-Erde-sinken an mir, und nur eine rasche Eingebung ließ mich die Oberhand behalten; schnell warf ich ihr zu: „Emanuel Geibel schickt mich mit einem Gruß an dieses Haus!“ — „Sie kennen Geibel?“ rief sie mit einem Aufschrei des Entzückens und ergriff meine Hand, als sei ich ein Wesen, von überirdischem Licht überstrahlt, aus einer schöneren Glanz- und Geisterwelt in das Leben der Alltäglichkeit getreten, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre sie mir vor Überraschung und Überwältigkeit zu Füßen gesunken. Von der Verehrung, die Geibel damals bei der deutschen Frauenwelt genoß, macht man sich heute keine Vorstellung mehr. Von seiner Dichtersonne war ein Abglanz auf meinen Scheitel gefallen, und ich glaube, wenn ich meine Bitte um eine Nachtunterkunft wiederholt hätte, sie wäre mir vertrauensvoll und widerstandslos gewährt worden. So nahm ich aber Abschied von der gefühlvollen Dame und eilte rheinaufwärts der Heimat zu.